

„Jetzt bin ich die Nächste“

Der Tod der Eltern: Wie wird er erwartet, erlebt, begleitet? Drei Protokolle

VON INA HENRICHS

Michael Scherbel (35)

Als mein Vater mit Kammerflimmern tot umfiel, war ich 15 Jahre alt. Die Ärzte konnten ihn zwar reanimieren. Aber er lag zwei Tage lang bewusstlos im Krankenhaus. Und was habe ich gedacht? Ich war sauer auf meinen Vater, machte ihn verantwortlich für seine Krankheit. Meine Familie war so hilflos angesichts des Schlamassels, den er uns hinterlassen hatte. Als er wieder bei uns war, kam er mir völlig fremd vor. Mir fiel auf, dass ich ihn gar nicht richtig kannte. Wie viele Väter dieser Generation, war auch meiner in der Erziehung die meiste Zeit abwesend. Physisch da, aber teilnahmslos. Ich habe ihn erst in der Zeit nach seinem Unfall wirklich kennengelernt – und bin sehr, sehr froh um diese Chance. Seither bin ich aber alarmiert. Ich weiß, dass es jederzeit passieren kann. Mein Vater ist latent lebensgefährdet. Aber der Zufall will es doch, dass wir es alle sind. Meinen Eltern geht es zwar gut, sie genießen ihre Rente. Sie sind finanziell abgesichert, sie sind einigermassen gesund, brauchen keinen Treppenlift. Der Zeitpunkt des Todes ist aber immer ungerecht, immer falsch, immer unpassend. Aus dieser Unruhe heraus, rufe ich häufig meine Eltern an. Ich habe keine große Angst vor ihrem Tod, ich bin mir nur dessen bewusst, und ich wäre furchtbar traurig, wenn es meine Eltern nicht mehr gäbe.

Ich weiß, dass ich mich ohne sie allein fühlen würde. Sie sind mein Rückhalt. Selbst wenn ich nicht alles mit ihnen bespreche. Aber man fühlt sich ja schon einsam, wenn Eltern einen immer noch missverstehen. Wenn sie nach 30 Jahren immer noch mit denselben unnützen Ermahnungen kommen. Man erwartet als Kind so viel von ihnen. Vielleicht wäre die Einsamkeit ohne Eltern weniger schlimm, wenn ich eine eigene Familie hätte.

Gisela Harke (66)

Zwischen mir und meinem Vater gab es ein enges Band. Ich erinnere mich, wie er mit mir als

Kind Tee gesammelt hat, mit mir wandern war und vorgelesen hat. Selbst die Möbel für meine Puppenstube hat er gebaut. Und später – da tranken wir jeden Nachmittag nach der Arbeit Kaffee. Es war an einem Mittwoch, als er plötzlich ins Krankenhaus gebracht wurde. Wegen eines Harnverschlusses. Nichts woran man sterben müsste. Freitags nach der OP habe ich ihn besucht – und sonntags war er tot. Ich war zwanzig, er 50. Ich habe es nicht begriffen.

Das abrupte Ende, hat mir den Abschied lang gemacht. Die nächsten Tage habe ich nachmittags zur Kaffeezeit auf die Uhr

LEBEN MIT DEM TOD

Wenn Eltern sterben

gesehen und mich gewundert, dass er nicht kam. Erst Wochen später habe ich geheult. Ich bin zwar nicht gläubig, aber ich habe wirklich insgeheim darauf gewartet, dass er sich mal aus dem Jenseits meldet. Damit wir Bescheid wissen, wie es ihm geht. Ich hätte auch keine Angst gehabt, wenn er mir als Geist erschienen wäre. Und es tut mir heute noch leid, dass ich mich nicht mehr mit ihm austauschen kann. Über den Beruf und die Familie. Es war noch so vieles offen, so vieles zu sagen.

Meine Mutter hingegen ist sehr alt geworden. Und ich habe nach ihrem Tod fast eine Woche lang in ihrer kleinen Wohnung gewohnt, um sie auszuräumen. Dabei habe ich viele Erinnerungen gefunden, Briefe, Fotos, Schallplatten. Selbst kleine Zettelchen, auf denen sie Nachrichten für mich hinterlassen hatte. Ich durfte meine Mutter noch einmal ganz neu kennenlernen. Nicht nur als Mutter, sondern als junge Frau, als Ehefrau, als Oma. Ich konnte ihr Wesenhaftes erkennen, das war toll. Ich habe mich nicht in die Trauer vergraben – denn ich hatte noch ihre tröstenden Worte im Ohr. Dass sie ihr Leben gehabt habe und dass ich ihr immer eine gute Tochter war. Ich habe mit meiner Mutter die letzte Person verloren, die sich

bedingungslos für mich und meine Belange interessiert hat. Ich habe auch noch Jahre später den Impuls gehabt, meine Mutter anzurufen, wenn meine Kinder krank waren, ich einen Rat brauchte oder mir ein neues Rezept einfiel. Egal was.

Ich kann jetzt niemanden mehr nach Details aus meiner Kindheit fragen. Wo meine Oma gewohnt hat, was genau in der alten Küche stand, wie es im letzten Kriegsjahr war. Was ich mir damals nicht gemerkt habe, ist jetzt verloren. Endgültig weg. Und nun bin ich die Nächste, und das macht mich unruhig. Denn seitdem ich Kinder habe, verspüre ich den Drang, alles für sie in Ordnung zu bringen. Ich will nichts hinterlassen, was meine Kinder belasten könnte. Ich möchte Geld zurücklegen für meine eigene Beerdigung. Es ist merkwürdig, aber ich wünsche mir einen fröhlichen Abschied. Sehe einen Fichtensarg vor mir. Wäre es nicht schön, wenn er von den Enkelkindern bunt angemalt würde? Mit Schmetterlingen?

Brian Müschenborn (37), Theologe

Ich habe in meiner Arbeit als Trauerbegleiter beobachtet, dass sich viele erwachsene Kinder auf der Beerdigung an folgenden Worten stoßen: „Wir beten nun für den Verstorbenen und für den Nächsten, der vor das Angesicht Gottes treten wird.“ Das ist sehr hart. Aber das ist die natürliche Generationenfolge. Diese bittere Erkenntnis erreicht uns in einem Augenblick, in dem wir mit den Eltern die eigenen Wurzeln verlieren. Sie waren Teil unseres Lebens. Von Geburt an. Ein innigeres Verhältnis gibt es nicht. Für viele ist der Tod der Eltern nur schwer auszuhalten: Jetzt bin ich keiner Eltern Kind mehr. Niemand mehr, der mich als Mutter in den Arm nimmt, mit mir die Rituale des Alltags teilen kann, die ich aus Kindertagen kenne. Niemand, der mich einfach anruft, um mich vorbehaltlos zu fragen, wie es mir geht. Diese elterliche Fürsorge fällt weg. Jene Fürsorge, die mir entgegenbracht wird. Egal ob ich ein liebes oder

böses Kind bin. Nach dem Tod nehmen Eltern einen neuen Platz ein. Aber den meisten Kindern fällt es schwer, sich vorzustellen, eine neue Beziehung zu den Eltern aufbauen zu können. Ich spreche in der professionellen Trauerbegleitung nicht mehr von loslassen, sondern von integrieren. Damit meine ich, den Verstorbenen in das Leben hineinzunehmen, Erinnerungen lebendig zu halten, den Mut haben, an Vergangenes mit Freude zu denken, um mit diesen warmen Gedanken weiterzuleben.

„Trauer ist eine neue Farbe im Leben, die nicht grau ist, sondern einfach nur neu“, hat Grönemeyer gesungen. Das gefällt mir. Denn genau darum geht es: diese Qualität herauszuarbeiten. Trauer bleibt Bestandteil des Lebens. Die Toten kehren nicht zurück. Auch der Glaube kann helfen. Durch ihn wird der Schmerz zwar nicht kleiner. Geheult wird genauso. Aber jenen, die nicht glauben, fehlt schlicht die Hoffnung, ihre Eltern eines Tages wiederzusehen.

Viele fragen sich nach dem Tod der Eltern, ob sie wirklich alles getan und gesagt haben, um ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu geben. Viele Menschen überfällt ein Schuldgefühl. Es ist natürlich keine objektive Schuld. Aber ich denke, wir sollten unseren Eltern viel öfter sagen, dass wir sie gerne haben. Damit uns später nicht das Gefühl quält, etwas Wichtiges versäumt zu haben.



BILD: MAX GRÖNERT

ANSPRECHPARTNER

Eine gute Adresse für Trauernde ist das Kölner Trauernetzwerk, das seit rund sieben Jahren die Trauerarbeit von mehr als 30 Einrichtungen koordiniert. Eine Auswahl der Ansprechpartner finden Sie im Folgenden.

Kirchen

Pfarrerin Elisabeth Lehmann
02 21/8 907 29 78

Selbsthilfegruppen

Jürgen Kempf
☎ 02 21/6 40 50 20

Hospiz

Barbara Malasek,
☎ 02 21 /89 00 93 12

TrauerHaus Müschenborn

Mauritiussteinweg 110
☎ 02 21/7 59 98 67
E-Mail: koeln@trauerhaus.de
www.trauerhaus.de

Telefon- und Adressensammlung für Trauernde, ein Angebot der evangelischen Kirche
www.trauernetz.de

Bücher

Ich spür noch immer ihre Hand, Wie Frauen den Tod ihrer Mutter bewältigen, Ruth Eder, Herder spektrum

Wenn die alten Eltern sterben. Das endgültige Ende der Kindheit. Barbara Dobrick. Kreuz